

Oliver König

Die Aufstellungsarbeit als Gruppenverfahren besonderer Art¹

Erschienen in: Kontext. Zeitschrift für Systemische Therapie und Familientherapie, Heft 4, 2004,
S. 315-333.

Gruppen- und Aktionsorientierung

Sofern bei den Vertretern der Aufstellungsarbeit auf Vorläufer der Arbeitsweise eingegangen wird, werden regelmäßig zwei Namen genannt, Jakob L. Moreno (1892-1974) und Virginia Satir (1916-1988). Damit sind zugleich zwei verschiedene Verfahren thematisiert, die Gruppenpsychotherapie, hier vor allem in Form des Psychodramas, und die Familientherapie, speziell die Arbeit mit der Familienskulptur, und der daraus hervorgegangene Arbeitsansatz der Familienrekonstruktion (vgl. Franke 1996, 44ff.). Nach Einschätzung der amerikanischen Familientherapeutin Lynn Hoffmann (1984, 226ff.) war Virginia Satir zwar eine Pionierin, sie habe aber keine Schule im eigentlichen Sinne begründet, auch wenn sie für die Familientherapie und darüber hinaus sehr einflussreich war. Der Name von Moreno ist hingegen mit gleich mehreren Verfahren und Arbeitsformen verbunden. Und während die konzeptionelle Ausarbeitung ihres Ansatzes bei Satir auf der Ebene der Pragmatik verblieb, versuchte Moreno eine ganze „therapeutische Philosophie“ (Buer 1999) vorzulegen. Zudem gehören die beiden jeweils einer anderen Generation an und stammen aus einem anderen Kulturraum mit seinem besonderen geistesgeschichtlichen Hintergrund.

Jenseits dieser Unterschiede ist für die Aufstellungsarbeit vor allem relevant, was beide Personen und Ansätze verbindet, die Ausrichtung ihrer Arbeit auf Mehrpersonensysteme und ihre Aktionsorientierung. So werden auch in den gängigen Darstellungen zur Entwicklung des psychotherapeutischen Feldes Familientherapie und Gruppenpsychotherapie zusammen vorgestellt (z.B. Revensdorf 1993). Beide verlagern den Fokus nicht nur in der Theorie, sondern auch in der praktischen Vorgehensweise weg vom Individuum und seinen inneren Prozessen, hin zum Individuum im Kontext seiner relevanten Beziehungen. Dabei wird eine eigene Realitätsebene sichtbar, die einerseits von handelnden Individuen hervorgebracht wird, andererseits nicht in diesen Handlungen aufgeht. Im Psychodrama wird dies durch die soziometrische Tiefenstruktur konzeptionell zu fassen versucht, in der Gruppendynamik formulierte Kurt Lewin seine Feldtheorie, in der Gruppenanalyse Sigmund Foulkes die Idee der Matrix, die systemischen Ansätze konzentrieren sich auf spezifische Kommunikationsmuster, die das System als Ganzes charakterisieren. Gegenüber den vorrangig verstehenden Ansätzen in der Psychotherapie legen die aktionsorientierten Verfahren ihren Schwerpunkt auf Handeln und Erleben, wodurch sie schneller auf die Ebene der Emotionen vordringen, die mit dieser Tiefenstruktur verbunden sind. Sie berühren und erfassen die Person als Ganze und lassen ihr weniger Raum zu intellektueller Distanz und damit verbundenen Abwehrmanövern. Die einzelne Person ist stärker der Situation im Hier und Jetzt ausgesetzt. Noch gesteigert wird dies in einer Gruppe.

In der Familientherapie stellte sich nun im Laufe ihrer Entwicklung immer wieder die Frage, wie denn ihr Mehrpersonenansatz auch dann zu realisieren ist, wenn die Familie nur in Teilen oder sogar nur über eine Person anwesend ist, ohne dass dies wieder zur Einzeltherapie klassischer Art wird. So war es eine Zeit lang eine konzeptionell kontroverse Frage, ob immer alle Familienmitglieder anwesend sein müssen und wer auf jeden Fall, damit man noch von Familien-

¹ Dieser Artikel ist, leicht überarbeitet, entnommen einer aktuellen Buchveröffentlichung zum Thema: Oliver König, Familienwelten. Theorie und Praxis von Familienaufstellungen, Pfeiffer bei Klett Cotta, Stuttgart 2004, S. 136-156.

therapie reden könne. Die Antwort darauf sind die systemischen Ansätze, die, sofern sie sich nicht gänzlich vom Feld Familie gelöst haben, zur „Familientherapie mit dem Einzelnen“ (Weiss & Haertel-Weiss 1991) wurden.

Die Aufstellungsarbeit holt dies wieder in den Kontext Gruppe zurück und berücksichtigt dabei, dass das Mehrpersonensystem Familie „eine Gruppe besonderer Art“, die Gruppe aber keine Familie ist. Die Logik familiärer Beziehungen unterscheidet sich fundamental von der anderer Beziehungsformen, z.B. in einer Gruppe, vor allem dadurch, dass diese Beziehungen nicht aufkündbar sind, während alle anderen Beziehungen in unserem sozialen Kosmos dies im Prinzip sind, obgleich auch sie natürlich unterschiedlichen Freiheitsgraden unterliegen. D.h., die Tiefenstruktur von Familie, ihre Beziehungs- und Felddynamik, die Familienmatrix, oder auch ihre Ordnung – wie immer man es nennen will –, funktionieren nach anderen „Gesetzen“ als Gruppenmatrix und Gruppendynamik. Viele Gruppenansätze treten genau an dieser Stelle zu kurz, wenn sie diese Unterschiede konzeptionell und methodisch nicht genügend berücksichtigen. Die Aufstellungsarbeit bietet hierfür aus meiner Sicht durch ihren Brückenschlag zwischen Gruppe und Familie, zwischen Gruppenpsychotherapie und Familientherapie, einen entscheidenden Beitrag, den es herauszuarbeiten gilt.

Schwächen und Fallgruben

In der Gruppen- und Aktionsorientierung liegt nicht nur eine Stärke, sondern auch eine Problematik, die schon bei Moreno und Satir ins Auge fällt. Denn gemeinsam ist beiden auch die charismatische Wirkung, die sie bei ihren Anhängern erzeugten. Moreno, der sich gerne als „bevorzugtes Kind Gottes“ (Moreno 1989, 290) sah, wurde selbst von seinem Schüler Jonathan Fox, der später eine Auswahl seiner Schriften herausgab, als „problematische Persönlichkeit“ beschrieben. „Vielleicht weil er so kreativ gewesen war, kannte seine *megalomania normalis* keine Grenzen“ (ebd. 24, i.O. kursiv). Satir habe sich, so Lynn Hoffmann, „immer stärker fortentwickelt von ihrer ursprünglichen Konzentration auf Familien zur Arbeit mit sehr großen Gruppen auf eine fesselnde, fast religiöse Art. Sie wurde zur Prophetin von Liebe und Freude für das, was jetzt als ‚Satir-Erlebnis‘ bekannt ist“ (Hoffmann 1984, 228). In der letzten Publikation, an der sie als Autorin mehr symbolisch als durch eigene Texte beteiligt war, hat die Autorengruppe ihren Ansatz auf ein allgemeines therapeutisches Modell hin ausgeweitet, zum ersten Mal auch im Titel sichtbar: „Das Satir Modell. Familientherapie und ihre Erweiterung“ (Satir u.a 1995). Ausgangspunkt der Überlegungen ist zwar immer noch die Familie, aber von Familientherapie ist kaum noch die Rede. Stattdessen kommt der Familienrekonstruktion das erste Mal ein breiterer Raum zu (ebd., 227ff). Ins Auge springt zugleich ein derartige Überhöhung Satirs durch die Autorengruppe, dass sie dadurch außerhalb jeglicher seriöser Psychotherapie placiert wird. So schreiben sie: „Durch ihre Untersuchungen und ihre experimentelle Arbeit fand sie heraus, daß die meisten Anschauungen, von denen ausgehend man in der Vergangenheit Menschen zu begreifen versucht hatte, irrelevant waren“ (1995, 14). Und Satir, die selbst nur in Zitaten zu Wort kommt, ist prophetengleich auf die großen Dinge ausgerichtet, „das Universum“, „die Geordnetheit des Menschseins“ (ebd., 244) usw. Die heutigen und damaligen Bilder ähneln sich in verblüffender Weise. Jede Zeit scheint entsprechende Persönlichkeiten hervorzubringen, die diese Bedürfnisse nach Verehrung erfüllen. Das Starsystem, seit den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts verlässlicher Produzent immer neuer Alltagshelden, ergreift hier die Psychotherapie.

Voraussetzung dafür ist, dass die Psychotherapie aus der dyadischen Situation heraustritt an die Öffentlichkeit der Gruppe. Zwar liegt in dieser Öffentlichkeit auch die Möglichkeit der Kontrolle, aber erst in der Dynamik einer Gruppe kann es zu einer derartigen kollektiven Idealisierung von Personen und ihrer Ansichten kommen, wie dies bei Satir, Moreno und Hellinger der Fall war und ist. Ähnliches gilt auch für die Aktionsorientierung. Problematisch wird diese, wenn damit nicht die professionelle Bereitschaft einhergeht, der eigenen Praxis – zumindest im Nachhinein – mit einer reflexiven Distanz zu begegnen. Das Setting einer Gruppe schafft das Publikum, das für eine derartige Überhöhung nötig ist; eine verabsolutierte Aktionsorientierung verbaut die Reflexion hierüber; und die suggestive Ausrichtung der Arbeit führt genau zu dem Phä-

nomen, das der schon einmal zitierte Jonathan Fox über Moreno berichtet hat, dessen „Unfähigkeit, zwischen sich und seinen Schöpfungen zu unterscheiden“ (in Moreno 1989, 24). Diese Kritik begleitet die Gruppenansätze von ihren Anfängen an und heute in starkem Maße auch die Aufstellungsarbeit. Die kritisierten Punkte sind dabei nicht etwas dem Ansatz äußeres, sondern treffen vielmehr seinen Kern.

Die Externalisierung eines innere Bildes – Jakob L. Moreno

Die Ideen von Moreno weisen vielfältige Parallelen zur Aufstellungsarbeit auf (Buer 2003). Mit Stehgreiftheater, Rollenspiel und dem Psychodrama schuf er eine Reihe von aktionsorientierten Techniken, die in Pädagogik und Selbsterfahrung ebenso von Bedeutung sind wie in der Psychotherapie. Im Psychodrama geht es darum, das innere Erleben einer Person mit den Mitteln des dramatischen Spiels auf die Bühne zu bringen, um es dort als *externalisiertes inneres Bild* in freiem Probandeln aus alten Mustern zu befreien. Das Hier und Jetzt des dramatischen Spiels, die dabei im Spiel simulierten und verlebendigten Begegnungen mit den Menschen der jeweiligen Lebenswelt, mit Situationen und Gefühlen aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft soll neue Sichtweisen und Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Die Katharsis im Spiel ist ein wesentliches Medium der Veränderung, sie öffnet den Protagonisten für die Kräfte von Spontaneität und Kreativität. Das Psychodrama ist immer sowohl Verarbeitung des Gewesenen wie Formulierung eines Zukunftsentwurfes. Es ist in diesem Sinne lösungsorientiert, lange bevor dieses Konzept als solches formuliert wurde. Diese Grundanlagen ähneln der Aufstellungsarbeit.

Im Psychodrama stellt der Protagonist alle relevanten Personen der von ihm in Absprache mit dem Therapeuten ausgewählten Szene im Raum und kann die Bühne darüber hinaus mit weiteren Requisiten versehen. Mit dem Therapeuten zusammen agiert er dann frei in diesem Raum. Um einen Zugang zu den bisher verborgenen Teilen und Bedeutungen der Szene zu ermöglichen, wird u.a. die Technik des *Doppelns* eingesetzt. Der Protagonist bekommt eine oder mehrere Hilfs-Ichs zur Seite gestellt, die im Durchschreiten der Szene ihre Gefühle und Gedanken einbringen, die im Verlaufe des dramatischen Spiels entstehen. Diese Hilfs-Ichs stellen eine Brücke dar zur *Tiefenstruktur des Dargestellten* bzw. zum Unbewußten der Szene und erweitert gleichzeitig den Raum der Möglichkeiten für zukünftiges Handeln. Der Protagonist wiederum kann wie von außen Teilen seines Ichs zuhören und zuschauen. Insofern arbeitet das Psychodrama ebenso wie die Aufstellungsarbeit mit einer doppelten Realität. Der Protagonist ist sowohl in der Szene wie auch Zuschauer. Im Psychodrama vermischen sich diese beiden Realitätsebenen stärker, während sie in der Aufstellungsarbeit deutlicher getrennt werden, insofern der Protagonist erst im zweiten Teil der Arbeit in das von ihm gestellte, aber inzwischen veränderte Bild eintritt.

Auch wenn es im Psychodrama nicht so formuliert ist, so tritt der Protagonist in der Szene in eine Art *hypnotische Trance* ein, über die erst die Brücke geschlagen wird vom Hier und Jetzt des Spiels zum Da und Dort der gespielten Szene. Wesentliche Wirkkraft ist die Suggestion, daß die Vergangenheit in der Gegenwart auftaucht, um sie dort therapeutisch bearbeitbar und veränderbar zu machen. Während das Psychodrama dabei die szenische Aktion in den Mittelpunkt stellt, zielt die Aufstellungsarbeit zuallererst auf die Freilegung der zentralen Strukturen der dargestellten Familienkonstellation und der aus ihr entstehenden basalen Dynamik. Der Übergang zur Aktion erfolgt erst auf diesem Hintergrund.

Wesentlich für das Psychodrama ist das anschließende *Sharing*, d.h. die Möglichkeit der Rollenspieler und der Zuschauer, dem Protagonisten Rückmeldungen zu der dargestellten Szene zu geben, sowie zu der realen Beziehung im Hier und Jetzt der Gruppe. In der Gruppendynamik entspricht dem das Feedback als einem zentralen Arbeitsprinzip. Ein solches Sharing findet sich in den meisten Methoden der humanistischen Psychotherapie. Es ist ein integraler Bestandteil der Arbeit mit Gruppen und stellt hier mehr dar als nur eine Technik, mit der der Protagonist zusätzliche Informationen für sich gewinnt. Es ist Ausdruck der existentiellen Begegnung im Hier und Jetzt der Gruppe und steht insofern auch für die ethische Dimension der humanistischen Psychologie. Interaktionelle Methoden wie das Psychodrama gehen davon aus, dass da-

durch die Wirksamkeit ihrer Vorgehensweisen verstärkt wird. Nach vielen Jahren gruppendynamischer Arbeit mit den Mitteln des Feedbacks stehe ich dem skeptischer gegenüber und trenne die beiden Arbeitsebenen und -formen deutlicher voneinander, den Raum der Interaktionen im Hier und Jetzt, sowie die Verlebendigung der familiären Dynamik aus Da und Dort. Es verstärkt sich sonst das konzeptionelle Problem, dass sich im Sharing und im Feedback die Ebene der Gruppendynamik und der in Szene gesetzten Dynamik der Familie vermischen.

Zugleich ist dies der praktische Ausdruck davon, dass bei Moreno eine Theorie der Familie fehlt. In seinem zentralen Werk „Die Grundlagen der Soziometrie“ (1954) taucht Familie nicht als gesonderter Gegenstand auf. Zwar unterscheidet er zwischen Paar- und Elternsystem und äußert sich zur unterschiedlichen Rolle von Sexualität in diesen beiden Beziehungsformen (ebd. 224); doch es bleibt auch in späteren Veröffentlichungen, z.B. zur Paartherapie (1949, in 1989) bei eher kursorischen Bemerkungen zur Besonderheit von Familie. Dies gilt auch für seine Schüler. Daher ist Moreno zwar ein Vorreiter der Familien- und Ehe-therapie, in den späteren Entwicklungen der Familientherapie hat das Psychodrama aber nur eine geringe Rolle gespielt (Schneider 1983), und wurde von anderen Ansätzen aufgesogen.

Familienskulptur und Familienrekonstruktion – Virginia Satir

Parallelen zur Aufstellungsarbeit zeigen sich auch in der Arbeit mit *Skulpturen* und Stellbildern, die seit den 60er Jahren in der Familientherapie weit verbreitet sind und schulenübergreifend zum festen methodischen Repertoire gehören. Laut Jochen Schweitzer und Gunthard Weber ist sie „Ende der sechziger Jahre von David Kantor in Zusammenarbeit mit Fred und Bunny Duhl entwickelt“ (1982, 113) worden und in den folgenden Jahren von Virginia Satir mit ihrem „Familiantanz“ sowie Peggy Papp mit ihrem Konzept der „Familienchoreographie“ popularisiert worden (vgl. auch Wienands 2004). Ich werde mich auf die Darstellung und Diskussion von Virginia Satir beschränken. Sie selber datiert ihren Beginn der Arbeit mit Skulpturen auf 1965 (Satir & Baldwin 1988, 192).

Satir kam von der Sozialarbeit zur Familientherapie. In ihr verbinden sich dieser pragmatische Hintergrund mit den Haltungen der humanistischen Psychologie kalifornischer Prägung und dem intellektuellen Umfeld der „Palo Alto Gruppe“ um Gregory Bateson, der sie einige Zeit angehörte. Trotz dieser frühen Kooperation mit den „Vätern“ der psychotherapeutischen Systemtheorie bleiben ihre konzeptionellen Ausführungen und die ihrer Schüler skizzenhaft. Zentral sind die beiden Begriffe „Selbstwert“ und „Kommunikation“, die auch auf dem Titel ihrer einflussreichsten deutschen Publikationen auftauchen (1975). Dort findet sich auch eine frühe Darstellung von Virginia Satir, die verblüffende Ähnlichkeiten mit der Aufstellungsarbeit aufweist. Unter der Überschrift „die simulierte (gespielte) Familie“ schreibt sie:

„Die Bateson-Gruppe, die 1954 in Palo Alto arbeitete, kam auf die Idee, daß Familien in sich wiederholenden Verhaltensmustern gefangen seien, die immer und immer wieder vorkommen, ohne dass sich die Familie dessen bewusst wäre. In einem Versuch, dies zu demonstrieren, übernahmen die Gruppenmitglieder (Bateson, Jackson, Haley und Weakland) je eine Rolle in einer Familie und stellten erstaunt fest, wie stark die Gefühle waren, die sich hinsichtlich ihrer Verhaltensweisen entwickelten, obwohl sie diese nur als Rolle eines bestimmten ‚Familienmitgliedes‘ spielten. Darüber hinaus konnten sie aufzeigen, dass sie, wenn sie bestimmten einfachen Regeln folgten, z.B. die Familie eines chronisch schizophrener Patienten darstellen konnten, und zwar so gut, dass die Aufzeichnungen dieser Sitzungen von anderen Untersuchungsstellen im Land, denen sie zur ‚blinden‘ Diagnose geschickt worden waren, für die Protokolle über eine echte schizophrene Familie gehalten wurden.“ (1975, 207).

Sie berichtet auch über die Einwände, die dieser Arbeit von Außenstehenden entgegengebracht wurden: „dass es sich hier um ein ‚Rollenspiel‘ handele und daher unrealistisch sei“ (ebd. 208). Sie betonte demgegenüber, dass es kaum möglich sei, sich emotional dem Geschehen und der angenommenen Rolle zu entziehen, war man einmal in das „Spielsystem“ eingetreten, und dies war vor allem bei solchen Rollen der Fall, die dem „eigenen Selbstbild entgegen gesetzt waren“. All dies spricht dafür, dass die Wirkungen der „gespielten Familie“ nicht mit den konzeptionellen

Metaphern des Rollenspiels zu erklären waren. Sie schenkte dem keine weitere Aufmerksamkeit, für sie war dies vorerst ein Mittel zur Schulung von Therapeuten, das auch in der Arbeit mit Familien eingesetzt werden konnte, und keine eigenständige Methode. Inhaltlich beschrieben hat sie vor allem die Arbeit mit Familien.

Ihr Hauptaugenmerk lag auf dem Thema Kommunikation. „Sobald ein Mensch zur Welt gekommen ist, ist Kommunikation der einzige und wichtigste Faktor, der bestimmt, welche Arten von Beziehungen er mit anderen eingeht und was er in seiner Umwelt erlebt“ (1975, 49). Sie unterschied vier basale Muster der Kommunikation: beschwichtigen, anklagen, rationalisieren und ablenken. Ihr Verständnis von Kommunikation war dabei breit angelegt, beschränkte sich keineswegs auf Sprechen und Hören, sondern berücksichtigte Sinneseindrücke und Gedanken ebenso wie Körperreaktionen und Gefühle. Ziel der Arbeit war die Steigerung des Selbstwertes jedes einzelnen Familienmitgliedes als Voraussetzung einer kongruenten Kommunikation.

Eine Skulptur konnte entweder von der Familie gemeinsam aufgebaut werden, oder sie forderte ein oder mehrere Mitglieder der Familie auf, nacheinander ihr Bild zu stellen, um unterschiedliche Sichtweisen zu verdeutlichen. In den Skulpturen ließ sie die Familienmitglieder entsprechende Haltungen einnehmen, durch die die familiären Kommunikationsmuster und die damit verbundenen Rollen szenisch zum Ausdruck gebracht werden sollten. Um im familiären „Streßballet“ bestimmte Muster sichtbar zu machen, wurden den einzelnen Familienmitgliedern detaillierte Anweisungen gegeben. Waren nicht alle Familienmitglieder anwesend, so ersetzte sie die Fehlenden auch schon einmal durch Stühle oder durch eventuell anwesende Mitglieder des Therapeutenteams. Die Skulpturen nutzten die symbolischen Dimensionen des Raumes, Nähe und Distanz, oben und unten wurden physisch erlebbar. Dabei kamen Elemente aus Psychodrama und Gestalttherapie zur Anwendung, szenische Drastifizierung, Rollenwechsel, Spiegeln, Doppeln oder Probehandeln. Skulpturen dienten sowohl diagnostischen Zwecken, waren aber auch direkte Interventionen, und zwar nicht so sehr mit den Mitteln der Sprache, sondern durch Aktion und Erlebnisorientierung, Suggestion und emotionale Katharsis. Sie stellten auch eine direkte Umsetzung einer systemischen Sichtweise dar, weil im verräumlichten Bild der Familie die Veränderung bei einem Familienmitglied sofort eine Veränderung gegenüber allen anderen bewirkte. In ganz körperlicher Weise wurde die gegenseitige Verbindung durch eine Übung (Satir 1975, 194 ff.) erlebbar, bei der die Familienmitglieder alle an ein Seil gebunden wurden, sodass die Bewegung einer Person sofort Bewegungen bei allen anderen nach sich zog, häufig mit dem Ergebnis einer wirklichen „Verstrickung“ einer oder mehrerer Personen, die dann nur kooperativ von allen aufgelöst werden konnte (zum Einsatz dieser Übung in der Gruppendynamik vgl. König 2002, 292f.).

Je mehr sich Satir im weiteren Verlauf der Ausbildung zuwendete und sich dabei von der Arbeit mit Familien entfernte, umso mehr rückte die Arbeitsweise der *Familienrekonstruktion* in der Vordergrund. Zum Einsatz kam sie bald nicht mehr nur in der Ausbildung von Familientherapeuten und Beratern, sondern zunehmend auch in eigenständigen Gruppensettings, und so entwickelte sie, ohne dies als solches zu formulieren, eine gruppentherapeutische Arbeitsweise, die aus ihrer Arbeit mit Familien entstanden war. Satir selber hat die Methode der Familienrekonstruktion nur cursorisch beschrieben (Satir & Baldwin 1988, 199), ausführlicher haben dies ihre Schüler getan, vor allem William Nerin (1989), auf den ich mich hauptsächlich beziehe. Nerin nennt als Entstehungszeitraum für die Methode der Familienrekonstruktion die Zeit zwischen 1965 und 1970 (ebd., 19) und bezeichnet sie als Satirs Beitrag zur Familientherapie. Der dargestellte Ansatz hat jedoch mit Familientherapie nur insofern etwas zu tun, als er die dort gewonnenen Erkenntnisse über Familie in einem Gruppensetting umsetzt. Die Teilnahme von Mitgliedern der gleichen Familie an solchen Rekonstruktionsgruppen war die Ausnahme. In Deutschland wurde der Ansatz von Satir vor allem durch Maria Bosch am Weinheimer Institut für Familientherapie gelehrt. Die umfangreichste deutsche Publikation zur Familienrekonstruktion stammt aus diesem Umfeld (Kaufmann 1990).

Die Familienrekonstruktion umfasst drei Generationen, eine darüber hinaus gehende Sichtweise wird von Nerin nicht berichtet. Ziel der Arbeit ist die Versöhnung mit der Herkunfts-

familie und das Heraustreten aus der kindlichen Haltung gegenüber den Eltern. Durch den Einbezug der Großelterngeneration können die Eltern selber wieder als Kinder von Eltern verstanden werden und damit als eigenständige Personen mit ihrem jeweiligen Lebensweg und Schicksal gesehen und anerkannt werden. Die Rekonstruktion erfolgt getrennt für die Familien von Mutter und Vater, sowie der eigenen Familie, dies ein erster wesentlicher Unterschied zur Aufstellungsarbeit. Entsprechend umfangreicher ist das angesetzte Zeitkontingent. Nerin spricht von 5-6 Stunden für eine „vollständige“ Rekonstruktion. Zur Vorbereitung werden von den Teilnehmern u.a. ein ausführliches Genogramm und eine Chronik der Familienereignisse erstellt.

Die ideale Gruppengröße für diese Art der Arbeit gibt Nerin mit 15-20 an, berichtet zugleich von der Arbeit mit Gruppen von 7 bis zu 90 Teilnehmern. Wie schon im Zusammenhang mit dem Psychodrama beschrieben, setzt der Protagonist die einzelnen Teilsysteme seiner Familie in verschiedenen Lebensabschnitten in eine dramatische Inszenierung um. Zum Einsatz kommen therapeutischen Strategien aus der lösungsorientierten und suggestiven Arbeit, aus systemischer Therapie und Hypnotherapie, die in der szenischen Darstellung durch aktionsorientierte Techniken aus Psychodrama und Körperarbeit verlebendigt werden.

Die Weiterentwicklungen der Aufstellungsarbeit

Die wesentliche Weiterentwicklung der Aufstellungsarbeit gegenüber ihren Vorläufern in Psychodrama und Familienrekonstruktion liegt für mich in drei Punkten: 1. Sie formuliert sowohl eine Gegenstandstheorie, d.h. eine Theorie der Familie, als auch eine spezifische Vorgehensweise, und beides ist eng aufeinander bezogen. 2. Eine Aufstellung verlebendigt nicht nur das innere Bild eines Protagonisten, sondern in ihr wird zugleich eine Systemebene sichtbar, die über das Wissen des Protagonisten hinausgeht. 3. Und als drittes nutzt sie den Kontext einer Gruppe in besonderer Art.

Gegenüber dem Psychodrama weist sich die Aufstellungsarbeit durch ihre konturierte Vorstellung von Familie aus. Von der Familientherapie wiederum hebt sie der Arbeitskontext Gruppe ab. Die Gruppe bzw. ihre Mitglieder stellen durchaus nicht nur das „Personal“ für die Aufstellung, sondern sie sind zugleich der Resonanzboden, über den die Annahmen über basale familiäre Strukturen verlebendigt werden. Die relative Kargheit der Aufstellungsarbeit gegenüber Psychodrama und Familienrekonstruktion erwächst dabei aus dem Versuch, die „Oberflächenstruktur“ (Moreno) unserer alltäglichen Annahmen und normativen Verschreibungen über Familie zu durchdringen, um an das dahinter angesiedelte implizite „Wissen“ eines jeden über diese Strukturen anzuschließen. Sie nutzt dabei nicht so sehr unsere Fähigkeiten zur Identifikation, auch wenn diese eine Rolle spielen, sondern die Metaphorik des Raumes. In den Aufstellungen werden Beziehungen und dahinter wirkende Strukturen körperlich symbolisiert wahrgenommen und gefühlt, und zwar nicht als Einzelbeziehungen, sondern in ihrer Einbettung im Feld der gesamten dargestellten familiären Konstellation. Die Teilnehmer greifen dabei zurück auf eine universelle Grammatik von Wahrnehmungen und Gefühlen, über die sich die räumlich symbolisierten Beziehungen erschließen (König 2004, bes. S. 207ff).

Vor allem das Psychodrama, aber auch die Familienrekonstruktion überlässt in hohem Maße der Spontaneität des Protagonisten das Feld. In der Aufstellungsarbeit wird die Arbeit hingegen deutlicher gerahmt und auf die zentralen familiären Strukturen und Prozesse bezogen. Nicht der Protagonist führt die Veränderung durch, sondern die von ihm gestellten Repräsentanten seiner Familie erarbeiten sie. Der Leiter führt und begleitet diese Veränderung vor dem Hintergrund einerseits seines Wissens über familiäre Strukturen, andererseits aus den Wahrnehmungen und Rückmeldungen der Stellvertreter. Der Protagonist tritt dann in eine *in ihrer Struktur veränderte Aufstellung* hinein und erst jetzt erfolgt die Arbeit an und mit Gefühlen.

In dieser Trennung der *Arbeit an Strukturen* im Stellvertretersystem einerseits und der *Arbeit an den emotionalen Prozessen und Stellungnahmen* des Protagonisten innerhalb und gegenüber den Beziehungen in diesen Strukturen andererseits, liegt eine wesentliche konzeptionelle Grundidee und Weiterentwicklung der Aufstellungsarbeit gegenüber ihren Vorläufern. Ausgegangen wird dabei davon, daß die Arbeit im Stellvertretersystem die Strukturen und Dynamik der dargestellten Re-

algruppe hinreichend gut abzubilden vermag. Zugleich liegt die Unterscheidung zwischen Darstellung und Dargestelltem, zwischen Bild und Abbild, zwischen Stellvertretergruppe und der dargestellten Familie, dem ganzen Ansatz zugrunde. Diese Unterscheidung zurückzunehmen und anzunehmen, in einer Aufstellung käme die dargestellte Familie naturalistisch zum Ausdruck, wie das manche Vertreter des Ansatzes glauben, negiert geradezu die Arbeitsgrundlage, aus der heraus die Aufstellungsarbeit ihre Kraft entwickelt. Gäbe es diesen Unterschied nicht, dann könnte der Therapeut überhaupt nicht in der Art, wie dies in der Aufstellungsarbeit geschieht, in das System eingreifen. Das Abbild besitzt eben nicht die gleichen Beharrungskräfte wie das Abgebildete.

Darin liegt auch der zentrale Unterschied zum familientherapeutischen Einsatz von Skulpturen. In einer Familie, die therapeutische Hilfe sucht, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit jedes Familienmitglied sein eigenes Bild der Familie haben. In einer Aufstellung könnte dieses Bild dann sofort von den anderen Familienmitgliedern mit ihren eigenen inneren Bildern verglichen werden. Das Veränderungspotential entsteht nicht zuletzt aus diesem Kennenlernen der gegenseitigen Bilder und ihrem Abgleich. In den individuellen Stellungnahmen drücken sich nicht nur die unterschiedlichen Wahrnehmungsperspektiven der einzelnen Familienmitglieder aus, sondern auch ihre jeweilige Bereitschaft und Fähigkeit, die Struktureigenschaften familiärer Beziehungen und die jeweiligen Entwicklungsaufgaben, die sich aus ihnen ergeben, wahrzunehmen und anzuerkennen. Genauso wie der Therapeut verfügen auch die Familienmitglieder über ein „Wissen“ darüber, wie sich Strukturen und Beziehungen in der Metaphorik des Raums zeigen und mit welchen Bildern sich bestimmte Problemlagen verbinden. Und selbst wenn sie einzeln aus dem Bild heraustreten, um eine Außenperspektive einzunehmen, so geschieht dies immer im Kontext der realen Familie. So gibt es zwar verschiedene Bilder, doch keinen Unterschied zwischen Darsteller und Dargestelltem. Die Möglichkeiten der Realitätsveränderung bleiben daran gebunden, sie für alle Beteiligten gleichermaßen vollziehen zu müssen.

Der Erfolg der Therapie wäre dann darin zu sehen, daß die Familienmitglieder in ihren individuellen Bildern ähnlicher werden in ihrem Bezug auf die familiären Aufgaben, und sie unter Beibehaltung ihrer Unterschiedlichkeit gerade dadurch eine gemeinsame Wirklichkeit herstellen. Dies macht die Arbeit mit Familien einerseits „wirklichkeitsnäher“, bindet sie andererseits stärker an die Beharrungskräfte dieser „Wirklichkeit“. Die Arbeit mit einer Stellvertretergruppe bietet hier, gerade aufgrund des Unterschiedes zwischen Bild und Abbild, ein größeres Veränderungspotential für den einzelnen Protagonisten und dieser muß sich dafür höchstens an seinen eigenen Beharrungskräften abarbeiten und nicht an denen der ganzen Familie.

Die Unterschiede zwischen Familienrekonstruktion und Aufstellungsarbeit würde ich allerdings als geringer annehmen als die Unterschiede zwischen verschiedenen Vertretern der jeweiligen Ansätze, die sich aus ihrer methodischen Grundorientierung oder ihrem persönlichen Stil ergeben. So weiß ich von vielen Kollegen, daß sie mit Fragebögen zum Familienstammbaum arbeiten, die im Vorfeld der Arbeit an die Teilnehmer gehen. Jenseits dieser Varianten halte ich jedoch zwei Unterschiede für relevant, der eine mehr praktischer, der andere mehr konzeptioneller Art: Die Rekonstruktionsarbeit arbeitet stärker auf der Verhaltens- und Erlebensebene, während die Aufstellungsarbeit auf basale familiäre Strukturen und ihre Dynamik ausgerichtet ist. Nimmt man als Maßstab die erste maßgebliche Publikation zur Aufstellungsarbeit Hellingers durch Gunthard Weber (1993), die nur vier Jahre nach der Darstellung der Familienrekonstruktion Virginia Satirs durch William Nerin (1989) erschien, so präsentiert sie eine deutlich konturiertere konzeptionelle Vorstellung von Familie als Nerin und auch als Satir selbst. So repräsentieren zwar beide Arbeitsformen eine Art Kurzzeittherapie in der Gruppe, durch ihre Orientierung an diesen basalen Strukturen wird aber die Aufstellungsarbeit deutlich zu einer Fokalthherapie, die nicht auf eine vollständige Erfassung einer Familiengeschichte, sondern auf eine Veränderung der persönlichen Stellungnahme gegenüber dieser basalen Struktur und dem familiären Fokalkonflikt ausgerichtet ist. Darin liegt die Stärke der Aufstellungsarbeit, doch es ergeben sich daraus konzeptionelle und praktische Probleme eigener Art.

Das Arbeitssetting Gruppe

Der Umgang mit Gruppe als Setting und Medium in der Aufstellungsarbeit unterscheidet sich deutlich von den interaktionellen Ansätzen in der Gruppenpsychotherapie (Heigl-Evers & Heigl 1973, Tschuschke 2001) und auch von den eigenen gruppenspezifischen Arbeitsweisen, die ich in anderen Arbeitskontexten weiterhin anwende und beschrieben habe. Dennoch verstehe ich meine Arbeitsweise als Gruppenverfahren. Auch Gunthard Weber charakterisierte in der ersten Publikation zur Aufstellungsarbeit und zum Vorgehen von Bert Hellinger die Arbeitsweise als Gruppenpsychotherapie, ohne dies weiter auszuführen (1993, 235). In der weiteren Rezeption der Aufstellungsarbeit trat dies völlig in den Hintergrund, stattdessen rückte das Charisma des Gruppenleiters in den Mittelpunkt oder Annahmen über „Ordnungen“ und wie sich diese im „wissenden Feld“ der Aufstellung abbilden würden.

Ich will im Weiteren einen anderen Weg gehen und beschreiben, wie sich in der Gruppe und im therapeutischen Diskurs die elementaren Strukturen der Verwandtschaft verlebendigen und wie dies für den Veränderungsprozeß genutzt wird. Ich folge dabei einem Leitmotiv des Gruppenanalytikers Foulkes: "Der eigentliche Grund, weshalb unsere Patienten in der therapeutischen Gruppe ihre normalen Reaktionen erstarken lassen und ihre neurotischen Reaktionen korrigieren können, liegt darin, daß *sie kollektiv die eigentliche Norm, von der sie abweichen, konstituieren*" (1992, S. 39, im Original kursiv). Dahinter steht bei Foulkes die auch in der Soziologie geteilte Vorstellung, daß sich Abweichungen als Auseinandersetzungen mit den Strukturen, Regeln und Werten des kulturell relevanten Kontextes begreifen lassen, auf den sich diese Abweichungen beziehen. Die Reaktualisierung des normativ-strukturalen Kontextes der Herkunfts- oder Gegenwartsfamilie in der Gruppe und durch die Aufstellung ermöglicht dem Protagonisten, seine oft noch in der kindlichen Position verharrende Stellungnahme (Alfred Adler) zu den familiären Strukturen und Austauschprozessen zu überprüfen und gegebenenfalls Wege zu suchen, einen Ausgleich herzustellen, sich mit der Vergangenheit zu versöhnen und Entwicklungsschritte in die Zukunft einzuleiten, manchmal diese auch nachzuholen.

Dyadischer Dialog und Komplexitätsreduzierung

Im Zentrum eines so verstandenen therapeutischen Diskurses steht die Familienaufstellung, die therapeutische Arbeit erschöpft sich jedoch keineswegs darin. So beginne und beende ich jeden Tag mit einer Runde der Teilnehmer, in der sie in kurzen Sequenzen im Dialog mit mir ihr Thema verfolgen, es verändern oder überhaupt erst finden. Diese Runden begleiten die Aufstellungsarbeit, bereiten diese vor und bieten einen Ort, die dadurch ausgelösten Prozesse zu rahmen. Ich möchte dies deutlich abheben von einer Praxis der Aufstellungsarbeit, die sich weitgehend in den Aufstellungen erschöpft, deren Vertreter sogar glauben, jeder weitere Diskurs sei kontraproduktiv und sich statt dessen auf die irgendwie gearteten „Kräfte“ der Aufstellung verlassen, ohne dies weiter therapeutisch zu rahmen.

Zugleich biete ich eine spezielle Form des therapeutischen Dialoges an, der sich durch seine dyadische Struktur von den interaktionellen Vorgehensweisen aus Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik unterscheidet. Die Vorgehensweise ist leiterzentriert, Interaktionen zwischen den Teilnehmern werden nicht genutzt, wie dies in anderen Gruppenansätzen der Fall ist, sondern weitgehend unterbrochen. Dies hat der Methode Kritik eingebracht, da es der beschriebenen Charismatisierung des Leiters zuarbeitet, Autoritätsfixierung und Gruppendruck fördert, was ich durchaus nicht für einen zu vernachlässigenden Nebeneffekt halte. Deshalb kommt es sehr auf das „Wie“ dieses Diskurses an, was sich in spezifischen Haltungen des Leiters ausdrückt (vgl. König 2004, S. 267ff.). Ich selber komme aus einem interaktionellen Ansatz und praktiziere ihn auch weiterhin regelmäßig und gerne, weil sich durch ihn ein Lernfeld ganz eigener Art eröffnet, das Arbeiten an den Beziehungen im „Hier und Jetzt“ der Gruppe. Die hier vorgestellte Arbeitsweise an der Familienbiographie zielt jedoch auf etwas anderes, auf das „Da und Dort“ der Familie. Sie tut dies zwar unter den Bedingungen des „Hier und Jetzt“, diese stehen aber ganz im Dienst für dieses „Da und Dort“.

Eine freie Interaktion zwischen den Teilnehmern schafft für eine biographische Arbeit eine Überkomplexität, die weder dem einzelnen Teilnehmer dienlich ist, noch die nötigen gruppalen Bedingungen herstellt, die für die Aufstellungsarbeit nötig sind. So reproduzieren sich in dieser Interaktion häufig die familiären Themen als Übertragungsgeschehen, was in der interaktionellen Gruppenpsychotherapie einen zentralen Gegenstand und Wirkfaktor der Arbeit darstellt. Zugleich schafft das „Hier und Jetzt“ der Gruppe eine eigene Realitätsebene, die nicht in dieser Übertragung aufgeht und aus der die familiäre Hintergrunddynamik immer wieder erneut herausgearbeitet werden muß, manchmal geradezu *gegen* die multiple Übertragungsdynamik in der Gruppe. Die Aufstellungsarbeit als eine Methode der Kurzzeittherapie reduziert diese Komplexität, indem sie aktiv die Übertragungsdynamik unterbricht und darauf abzielt, die Teilnehmer ganz auf sich selbst zurückzuwerfen, *um sie für sich selbst frei zu machen*. In der Aufstellungsarbeit muß sich jeder nur um sich selbst und sein eigenes Anliegen kümmern, und gerade dadurch erweist er den anderen Teilnehmern den größten Dienst.

Individuelle und strukturelle Übertragung

Die Übertragungsdynamik wird durch diese Vorgehensweise natürlich nicht aus der Welt geschafft und so bedarf sie auch der Beachtung, wenn sie in veränderter Form in der Aufstellung auftaucht. Zugleich wird sie dort in spezifischer Weise kanalisiert. Einerseits führen Übertragungsprozesse im psychoanalytischen Verständnis dazu, daß Situationen im Hier und Jetzt nicht in ihrer eigenen Wirklichkeit wahrgenommen werden können, sondern unter dem Schatten der Vergangenheit stehen, Personen und Situationen als Wiederholung des Da und Dort erscheinen. Vor allem in belasteten Situationen wird dann auf frühere Bewältigungsmuster zurückgegriffen. Andererseits stehen Übertragungen, nach einem breiter gefaßten psychologischen Verständnis des Begriffs (Laplanche & Pontalis 1973, S. 550), in Verbindung mit unserer Fähigkeit, frühere Erfahrungen in der Gegenwart zu nutzen. So gesehen sind sie Voraussetzung dafür, Empathie und Identifikation mit anderen fühlen zu können.

Nach meinem Verständnis ist es nun für die Aufstellungsarbeit notwendig, bei den Teilnehmern ihre Fähigkeit zur *strukturellen Übertragung* freizulegen, die es ihnen ermöglicht, Gefühlslagen und dynamische Prozesse zu erspüren, die mit bestimmten familiären Positionen und Rollen in Verbindung stehen, so wie sie in ihrer räumlichen Darstellung zum Ausdruck kommen. Diese Fähigkeit entspricht wohl dem, was in der Aufstellungsliteratur als „repräsentierende Wahrnehmung“ (Sparrer 2002, S. 103) bezeichnet wird. Diese Art der Übertragungsfähigkeit wird genau dann am besten zugänglich, wenn sie von den individuellen interpersonellen Übertragungen der Teilnehmer so weit wie möglich freigehalten wird. Gleichwohl bleibt weiterhin die persönliche Geschichte die Voraussetzung dafür, dies überhaupt leisten zu können. Wenn also z.B. jemand in einer Aufstellung die Distanz zu einer anderen Person als „befreiend“ erlebt und beschreibt, so basiert dies einerseits auf dem eigenen Erleben von Nähe und Distanz in seiner Familiengeschichte. Andererseits ist die existentielle Möglichkeit, Distanz anders zu erleben als im eigenen Familiensystem, gerade durch das Hineintreten in die Beziehungswelt eines anderen geöffnet, bzw. durch die Bedeutungsangebote, die das aufgestellte System bereit hält. Die Möglichkeiten, in einer Aufstellung bestimmte Gefühle zu erfahren, sind also Resultat unserer Geschichte, zugleich werden in der Aufstellung eines fremden Familiensystems die anderen Varianten dieser Gefühlskonstellation erlebt, gerade *weil* es ein fremdes Bild ist. Da die Aufstellungsarbeit sich vor allem auf grundlegende familiäre Strukturen und Prozesse bezieht, gehe ich davon aus, daß diese Gefühlskonstellationen zwar immer nur als Individuelles erlebt werden, sich dabei aber innerhalb eines Bedeutungsraumes bewegen, der nicht unendlich variabel ist.

Um eine solche strukturelle Übertragungsfähigkeit in der Multiperspektivität einer Gruppe zu nutzen, werden in der Aufstellungsarbeit die gegenseitigen Interaktionen der Teilnehmer deutlich kanalisiert, indem man sie z.B. dazu auffordert, außerhalb der Arbeit nicht über den Fall zu reden und das auf Seminaren beliebte „Nachtherapieren“ bei Kaffee und Kuchen zu unterlassen. Gerade dadurch steht diese Multiperspektivität den Teilnehmern dann als Fähigkeit zur Verfügung, in einer Familienaufstellung die verschiedenen Positionen zu verlebendigen, ohne daß da-

bei konkrete gegenseitige Übertragungen der Teilnehmer über die Maßen einfließen. Dies will der aktive und dyadische Charakter des therapeutischen Dialoges gewährleisten.

Er verstärkt allerdings dadurch die Möglichkeit der Übertragungen auf den Leiter, zumal wenn diese Position narzißtisch aufgeladen und gegen Kritik abgeschirmt wird. Die Fähigkeit zur Analyse der eigenen Gegenübertragung als Leiter ist daher hier wie in allen Formen der therapeutischen Arbeit Grundvoraussetzung. Hinzu tritt ein solides Wissen um familiäre Strukturen und Prozesse sowie über spezifische therapeutische Vorgehensweisen. Diese zeichnen sich dadurch aus, daß sie auf die Reproduktion familiärer Muster in einer szenischen Übertragung im „Hier und Jetzt“ des therapeutischen Dialoges sofort reagieren, Gefühlslagen und Interaktionsmuster mit dahinter liegenden Lebenskonzepten in Verbindung bringen, solche Muster unterbrechen oder zuspitzen, umdeuten oder Alternativen aufzeigen. D.h., auch wenn der therapeutische Dialog ganz auf das „Da und Dort“ abzielt, so tut er dies in einem radikalen „Hier und Jetzt“.

Sowohl dyadischer Dialog wie auch die Aufstellungsarbeit sind also leiterzentriert und erfordern vom Leiter eine klare Führung. Dennoch stellt die Gruppe deutlich mehr dar als nur eine Rahmung und das Personal für die Aufstellungen. Sowohl die Aufstellungsarbeit als eine Art therapeutische Inszenierung wie der therapeutische Dialog in der Runde schaffen schnell ein gruppales Energiefeld mit einer hohen Kohäsion und einer ausreichenden Anbindung des Einzelnen. In diesen Rahmen können dann, je nach methodischem Hintergrund des Leiters, andere Arbeitsformen integriert werden, um die Fokussierung des Einzelnen zu unterstützen, ihm dabei zu helfen, das für ihn im Moment Wesentliche zu erspüren. So ist es auch eine zentrale Aufgabe des dyadischen Dialogs, in der Rundenarbeit dafür zu sorgen, daß sich der Einzelne nicht in der Vielfalt der gemachten Erfahrungen verirrt und den Kontakt zu den eigenen Prozessen verliert.

Verlebendigung familiärer Strukturen und Prozesse

In dem Maße, wie sich der therapeutische Dialog allmählich auffüllt, verlebendigen die Teilnehmer in ihren individuellen Beiträgen kollektiv grundlegende familiäre Strukturen und Prozesse und werden auf diese Art und Weise zum gegenseitigen Lernfeld. Diese Gegenseitigkeit des Lernens zeigt sich vor allen in den verschiedenen Rollen, in denen eine Aufstellung erlebt werden kann: als Protagonist, d.h. als Beobachter der eigenen Aufstellung sowie in der anschließenden Prozeßarbeit; als Beobachter der Aufstellungen von anderen sowie in der Vielfalt der Rollenübernahmen für andere. Auf jeder dieser Ebene werden Erfahrungen gemacht, die zum therapeutischen Prozeß beitragen, und es muß noch nicht einmal die eigene Aufstellung sein, die hieran den größten Anteil hat. Es tauchen hier also in veränderter Form all die therapeutischen Wirkfaktoren auf, die auch für interaktionelle Gruppen angenommen werden, das Wiederdurchleben der Familiensituation und Katharsis, psychoedukative Faktoren durch Vermittlung von Wissen über familiäre Strukturen und Prozesse, Identifizierung mit anderen und die Hoffnung, daß Veränderung möglich ist, das Erleben von Gruppenkohäsion und das Gefühl angenommen und verstanden zu sein, um nur einige zu nennen (vgl. Yalom 1989, 82ff., Tschuschke 1993).

Innensicht und Außensicht, emotionaler Prozeß und kognitives Verstehen wechseln sich dabei fortwährend ab und durchdringen sich gegenseitig. Als erstes ermöglicht die Aufstellung dem Protagonisten die Externalisierung eines inneren Bildes seiner Familie, das er mit Hilfe der Stellvertreter aufbaut. Er tritt dann erst einmal aus diesem Bild heraus und erlebt von außen mit, welche Wahrnehmungen und Gefühlslagen sich in diesem Bild entfalten. Es eröffnet sich, häufig das erste Mal, ein Blick nicht nur auf einzelne Beziehungen, sondern auf das Beziehungsfeld als Ganzes. In dem Maße wie der Therapeut auf dem Hintergrund der Rückmeldungen aus dem System und eigener Annahmen Veränderungen in der Aufstellung vornimmt, werden in der Familie angelegte Möglichkeiten und familiäre Phasen im Zeitraffer vorgeführt. Vor den Augen des Protagonisten entfaltet sich im Kleinen sein „Familienroman“, dem er durch sein Bild einen Ausdruck gegeben hat und der ihm nun, unter Anleitung des Therapeuten, als eine von ihm geschaffene und gleichzeitig auch von ihm unabhängige Realität gegenübertritt. In einem zweiten Schritt tritt der Protagonist in dieses veränderte Bild hinein, das zugleich mit dem ursprünglich aufgestellten Bild verbunden bleibt. Das Hineintreten in dieses familiäre Feld und die damit verbundene Innensicht leiten eine emotionale Tiefung ein und ein neues Erleben des Beziehungsfel-

des als Ganzes. Ausprobieren neuer Sichtweisen und Probehandeln, symbolische Handlungen und Katharsis in der Begegnung mit Familienmitgliedern vertiefen den therapeutischen Prozeß.

Neben diesem direkten Arbeiten mit der eigenen Aufstellung stehen die Erfahrungen mit und in den Aufstellungen anderer, mit und ohne Rollenübernahme. In der Rollenübernahme für andere ergeben sich vielfältige Möglichkeiten der Erfahrung mit anderen und bislang fremd gebliebenen familiären Positionen oder solchen, die noch bevorstehen, z.B. Mutter oder Vater, Großmutter oder Großvater zu werden. Die Multiperspektivität von Familie, zumal wenn existentielle Themen dabei angesprochen werden, kann gerade in der Aufstellung von anderen besonders gut erfahren werden, ohne daß die eigenen familiären und emotionalen Prozesse in die alten Bahnen hineinziehen, sodass neue Beziehungsmöglichkeiten entdeckt werden können. Wiederholtes Aufgestelltwerden in den gleichen Positionen oder emotional schwierigen Rollen, gespeist aus impliziten Übertragungsprozessen bei der Auswahl der Stellvertreter, konfrontieren nachdrücklich mit abgespaltenen Anteilen.

Auch die Beobachterposition bietet vielfältige Erfahrungs- und Lernmöglichkeiten. So eröffnet sie ein Lernfeld für grundlegende familiäre Strukturen und Prozesse und macht in sehr physischer Form erkennbar, was man sich unter einer Felddynamik oder unter einem System vorstellen kann. Gerade eine solche Beobachterposition ermöglicht es, systemische Konzepte von Familie von reinen Konstrukten zu einer lebendigen Erfahrung werden zu lassen, sie buchstäblich mit Menschen zu füllen. Darüber hinaus bietet sie vielfältige Identifikationsmöglichkeiten sowie ein Lernen im Kontrast, d.h. in der Abgrenzung der eigenen Erfahrungen und familiären Muster vom Beobachteten. Häufig unterläuft sie auch die Widerstandsprozesse, die in einer eigenen Arbeit auftauchen würden. Und nicht zuletzt über das Erfahren von Unterschieden konstituiert sich im Erleben des Einzelnen und der Gruppe als Ganzer das kollektive Wissen über Familie.

Der gruppage Rahmen der Aufstellungsarbeit wird damit zu einem Ort, an dem sowohl die Realität von familiären Strukturen und Ereignissen erfahren wird wie auch die notwendigen Aufgaben, die sich dem einzelnen in diesem familiären Rahmen stellen. Zugleich wird im Erleben der anderen deutlich, daß unsere jeweilige Sicht auf Familie immer schon eine Verarbeitung unserer Vergangenheit darstellt, eine Interpretationsleistung, die als Bewältigungsversuch der biographischen Erfahrung verstanden werden kann, welcher nun an seine Grenzen stößt und seinen Preis deutlich werden läßt. So entsteht in der Multiperspektivität der Gruppe und der Vielfalt der biographischen und familiären Muster allmählich ein Gespür für die Unterscheidung zwischen Wirklichkeiten und Konstrukten, ohne daß dies festgeschrieben würde oder zu einer Seite hin aufgelöst würde: weder in die Beliebigkeit des Alles-ist-Möglich, noch in die Vorstellung einer Ordnung, der sich der Einzelne zu unterwerfen habe.

Ich will hier von der autoritär-dogmatischen Variante der Aufstellungsarbeit absehen. Es gibt sie, und sie sollte auch als solche beschrieben und kritisiert werden (König 2000). Mich interessiert hier etwas anderes. Ich halte es für eine spezifische Kunstfertigkeit und professionelle Kompetenz, in der Arbeit mit einer Gruppe die Balance zu halten zwischen der Anerkennung der Einzigartigkeit jeden Lebensvollzugs und der Aufforderung zur Auseinandersetzung mit den notwendigen Aufgaben, die sich uns im Leben stellen.

Literatur

- Buer, Ferdinand (1999b), Morenos therapeutische Philosophie. Zu den Grundideen von Psychodrama und Soziometrie, Opladen.
- Buer, Ferdinand (2003), Aufstellungsarbeit in Organisationen – der klassische Ansatz nach Moreno, in: Supervision. Mensch – Arbeit – Organisation. Heft 2, S.42-54.
- Foulkes, Siegmund H. (1992), Gruppenanalytische Psychotherapie, München.
- Franke, Ursula (1996), Systemische Familienaufstellung, München.
- Heigl-Evers, Annelise; Heigl, Franz (1973), Gruppentherapie: interaktionell – tiefenpsychologisch fundiert (analytisch orientiert) – psychoanalytisch, in: Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, Jg. 7, S. 132-157.

- Hoffmann, Lynn (1984), Grundlagen der Familientherapie, Hamburg.
- Kaufmann, Rudolf A. (1990), Die Familienrekonstruktion. Erfahrungen – Materialien – Modelle. Heidelberg.
- König, Oliver (2000), "Die zwei Welten". Psychotherapie zwischen Wissen und Glauben, Reflexion und Aktion, in: Familiendynamik, H. 4, S. 504-531. Wiederabgedruckt in: Ders., Gruppendynamik und die Professionalisierung psychosozialer Berufe, Heidelberg: Carl-Auer Verlag, S. 123-149.
- König, Oliver (2007), Macht in Gruppen. Gruppendynamische Prozesse und Interventionen, 4. Auflage, Stuttgart.
- König, Oliver (2004), Familienwelten. Theorie und Praxis von Familienaufstellungen, Stuttgart.
- Laplanche, J.; Pontalis, J.-B. (1973), Das Vokabular der Psychoanalyse, 2 Bde. Frankfurt.
- Moreno, Jakob L. (1954), Die Grundlagen der Soziometrie. Wege zur Neuordnung der Gesellschaft, Köln und Opladen, gekürzte Fassung von „Who shall survive“, Neuauflage 1996.
- Moreno, Jakob L. (1989), Psychodrama und Soziometrie. Essentielle Schriften, Hg. Von Jonathan Fox, Köln (New York 1987).
- Nerin, William F. (1989), Familienrekonstruktion in Aktion. Virginia Satirs Methode in der Praxis, Paderborn (New York 1986).
- Revensdorf, Dirk (1993), Psychotherapeutische Verfahren – Band IV, Gruppen-, Paar- und Familientherapie, Stuttgart.
- Satir, Virginia (1975), Selbstwert und Kommunikation. Familientherapie für Berater und zur Selbsthilfe, München, zit. n. der Ausgabe von 1993.
- Satir, Virginia; Baldwin, Michele (1988), Familientherapie in Aktion. Die Konzepte von Virginia Satir in Theorie und Praxis, Paderborn (Palo Alto 1983).
- Satir, Virginia; Banmen, John; Gerber, Jane; Gomori, Maria (1995), Das Satir-Modell. Familientherapie und ihre Erweiterung, Paderborn (Palo Alto 1991).
- Schneider, Kristine (1983), Familientherapie in der Sicht psychotherapeutischer Schulen, Paderborn.
- Sparrer, Insa (2002), Wunder, Lösung und System. Lösungsfokussierte Systemische Strukturaufstellungen für Therapie und Organisationsberatung, Heidelberg.
- Schweitzer, Jochen; Weber, Gunthard (1982), Beziehung als Metapher: Die Familienskulptur als diagnostische, therapeutische und Ausbildungstechnik, in: Familiendynamik H. 7, S. 113-128.
- Tschuschke, Volker (1993), Wirkfaktoren stationärer Gruppenpsychotherapie, Göttingen.
- Weber, Gunthard (1993), Zweierlei Glück. Die systemische Psychotherapie Bert Hellingers, Heidelberg.
- Weiss, Thomas; Haertel-Weiss, Gabriele (1991), Familientherapie ohne Familie. Kurztherapie mit Einzelpatienten, München.
- Wienands, András (2004), Zur Verwendung der systemischen Familienskulptur in der Arbeitsweise von Peggy Papp, Virginia Satir sowie Fred und Bunny Duhl, in: Zeitschrift für systemische Therapie, Jg. 22, Heft 3, S. 155-169.
- Yalom, Irvin D. (1992), Theorie und Praxis der Gruppenpsychotherapie, München.